

## Vorbemerkungen

Das Buch „Spenderkinder“ scheint für jemanden wie mich geschrieben worden zu sein. Ich gehöre gleich in dreifacher Hinsicht zur Zielgruppe: als Vater eines Kindes, das mit Hilfe einer Samenspende gezeugt wurde, als Gründungs- und Vorstandsmitglied des Familiennetzwerkes DI-Netz und als Fachmann (Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut) mit mehr als zwanzig Jahren Berufserfahrung. So habe ich dieses Buch mit einigem Interesse gelesen.

Ich kann nachvollziehen, dass es aus Sicht des Vereins „Spenderkinder“ ein wichtiges Buch ist, weil sie ihre Positionen darin gut vertreten sehen. Daher lohnt ein genauerer Blick auf einige Kernaussagen.

Bevor ich näher auf das Buch eingehe, einige Bemerkungen vorab:

- Ich beziehe mich in meinen Einwänden hauptsächlich auf das Thema Samenspende und vertrete dabei explizit eine Elternperspektive. Doch sollte sich niemand täuschen: Gerade wenn ich mich aus Elternperspektive äußere, heißt dies nicht, dass die Interessen unserer Kinder in den Hintergrund rücken. Eltern- und Kind-Interessen lassen sich nicht so leicht aufspalten und auseinanderdividieren, wie es in dem Buch nahegelegt wird. Eltern versuchen in der Regel im besten Interesse ihres Kindes zu handeln. So waren es ja beispielsweise auch Eltern, die 2015 das höchstrichterliche Urteil des BGH zum Auskunftsrecht der Kinder erstritten haben.
- Wenn ich Kritik äußere, dann zielt diese nicht auf die persönlichen Äußerungen der „Spenderkinder“. Ihr subjektives Erleben ist genauso wie es ist und soll so stehen bleiben. Überdies darf man dem „Spenderkinder“-Verein dankbar sein und die wichtige Leistung anerkennen, Themen wie Aufklärung und Zugang zu Wissen über die eigene Abstammung offensiv, mutig und erfolgreich in die Öffentlichkeit getragen zu haben.
- Meine Kritik richtet sich gegen die Argumentationsweise der Autoren. Sie werfen sinnvolle Fragen auf, aber die Antworten und die oft impliziten Bewertungen sind nicht überzeugend. Hätten die Autoren mit ihrem Buch das Ziel, unnötigen Druck von Kindern und ihren Eltern zu nehmen und ihnen das Leben nicht schwerer zu machen, dann hätten sie es verfehlt. Manche Eltern werden nach der Lektüre denken: „Wenn so über uns gedacht wird, machen wir doch lieber ein Geheimnis daraus.“ Die Autoren fördern zudem eine ängstlich-konservative Haltung in der Frage der Samenspende. Die Möglichkeit einer Veränderung der Sichtweisen auf Familienkonstellationen, die sich vom aktuellen „Standardnormalmodell“ unterscheiden, wird nicht in Betracht gezogen. Das hat auch damit zu tun, dass sie bei ihrem eigenen Thema nicht auf der Höhe der Zeit sind und mit eher konservativen Einschätzungen aufwarten. In den folgenden sieben Abschnitten werde ich dies näher begründen.

## 1) Pendelargumentation: Stimmungsmache statt klarer Aussagen

Die Autoren bleiben unscharf in ihren Einstellungen und scheuen es, sich festzulegen. Doch durch die Art, wie sie Themen referieren und die persönlichen Erlebnisse der „Spenderkinder“ darauf zuzuschneiden, bahnen sie beim Leser, ob gewollt oder nicht, ein dezidiert negatives Urteil.

So schreiten sie im ersten Teil mit schnellen Schritten viele fachlich-psychologischen Themenfelder ab (Bindungsforschung, Pränatale Psychologie, Machbarkeitswahn, Familiengeheimnisse, Identitätsentwicklung, Eltern-Kind-Beziehung) und alle diese Exkurse suggerieren in der Art ihrer Bezugnahme zur Samenspende nur **ein** mögliches Fazit: Es muss vermessen und rücksichtslos gegenüber dem eigenen Kind sein, eine Samenspende zur Zeugung zu nutzen (siehe auch unter 5) Eltern-Egoismus...).

Später dann relativieren die Autoren diese selbst nahegelegte Stimmung und formulieren vorsichtiger (das Pendel bewegt sich in die andere Richtung): „...tückisch ist, dass dies alles zutreffen kann, aber längst nicht zutreffen muss“ (S.222). Doch zu diesem Zeitpunkt der Lektüre ist in den Köpfen schon längst eine äußerst kritische Stimmung installiert.

Es bleibt eine offene Frage, wie es zu dieser, sich nach allen Seiten hin absichernden Pendelargumentation kommt:

- Hat es mit einem heimlichen Dissens der beiden Autoren zu tun, die unterschiedliche Kapitel vertreten?
- Oder nutzen die Autoren einen rhetorischen Trick: Sekundiert und untermauert durch die privilegierte „empirische“ Basis der persönlichen Erlebnisse der „Spenderkinder“ werden Stimmungen erzeugt. Die eigene Meinung braucht nicht weiter nach vorne gerückt zu werden. Dies hat den Vorteil, dass man in der Rolle des neutralen Berichterstatters bleiben darf und trotzdem extreme Positionen aussprechen kann, mit denen man heimlich sympathisiert - getreu dem Motto: „Wir haben ja nur nacherzählt und keine Meinung geäußert, die man uns vorwerfen könnte.“

## 2) Wissenschaftlichkeit: Auftragsarbeit statt Unabhängigkeit

Trotz des anspruchsvollen Titels „Spenderkinder - Künstliche Befruchtung, Samenspende , Leihmutterschaft und ihre Folgen“ will das Buch der beiden Kindertherapeuten keine wissenschaftliche Fachpublikation sein. Es will sich vielmehr in den Dienst der „Spenderkinder“ stellen. Eine derartige Interessenverquickung, bei der die „Spenderkinder“ von der fachlichen Reputation der Autoren profitieren und diese wiederum von der Publicity der „Spenderkinder“, hat allerdings seinen Preis. Sie generiert eine zu große Nähe zwischen den Autoren und dem gewählten Thema und kann dazu führen, die notwendige Unvoreingenommenheit zu verlieren. Auch ein populärwissenschaftliches Buch, das weitergehende Aussagen trifft, sollte basale wissenschaftliche Regeln nicht verletzen. Doch schon der Titel macht skeptisch: Warum wählt man für den Titel seines Buches den programmatischen, politisch aufgeladenen Namen eines bestehenden Vereins?! Wurde hier eine Auftragsarbeit verfasst?

An zwei Stellen lässt sich beobachten, dass sich der Interessendeal zwischen „Spenderkindern“ und den Autoren inhaltlich auswirkt:

- Mehrfach wird über die Vertauschungsfantasien bei Kindern geschrieben. Diese wird als ein Intrusionsgedanke gedeutet, der mit dem Faktum der Samenspende in Zusammenhang stehe. Zwar wird von den Autoren (Pendelargumentation) zurecht darauf hingewiesen, dass dies bei vielen Kindern vorkommt, aber es taucht immer wieder als Hinweis auf. Es wird Stimmung erzeugt mit einem Punkt, mit sehr eingeschränkter Aussagekraft. Doch wundern sich die Autoren nicht darüber, dass offenbar die Hälfte aller von ihnen Interviewten überhaupt keine Vertauschungsfantasien hatte.
- An einer zweiten Stelle scheinen die Autoren ungewollt ihre eigenen Voreinstellungen zu offenbaren, wenn sie schreiben: „vor diesem Hintergrund ist für manche das so offenkundig Normale der `Spenderkinder´ eins der meist überraschenden Ergebnisse der Befragungen“(S. 210). Sie scheinen es selbst nicht glauben zu können, aber ziehen nicht das Fazit, dass etwas an ihren theoretischen Vorannahmen nicht stimmen könnte, die doch dieses kritische Bild erzeugt haben.

### **3) Wissenschaftlichkeit zum Zweiten: verengter statt weiter Blick**

Auch wenn das Buch kein echtes wissenschaftliches Werk sein soll, dürfte man angesichts des akademischen Ranges der Autoren ein gewisses Maß an Wissenschaftlichkeit erwarten. Doch das Buch genügt auch eingeschränkten wissenschaftlichen Kriterien nicht. Zunächst weil es diese zu große Nähe zwischen den Autoren und den Menschen gibt, die Thema des Buches sind. Zudem sind die eindrücklichen Berichte der Interviewten nicht repräsentativ (keine repräsentative Stichprobe), wodurch auch keine Validität oder Generalisierbarkeit der Ableitungen der Autoren gegeben ist. Trotzdem stellen die Autoren beim Leser durch die suggestiv wirkende Übereinstimmung von referierter Theorie und Kronzeugenschaft der „Spenderkinder“ und durch die Aufmachung des Buches den Eindruck der Allgemeingültigkeit ihrer Thesen her.

Noch entscheidender ist, dass sich die Autoren im Feld, über das sie schreiben, scheinbar nicht auskennen. So kommen langjährig aktive Akteure mit großer Fachkenntnis und Reputation höchstens mal am Rande vor, ohne ihre Forschungsergebnisse zu referieren. Das Ausland und dortige Erfahrungen werden nicht erwähnt, beispielsweise wie die Entwicklungen in Großbritannien verlaufen sind (HFEA, Donor Conception Network, Nuffield Council). Die vorbildliche Regulierung dort und die öffentlich zugänglichen Informationen über das Erleben von Eltern und von Kindern bleiben komplett unerwähnt, ganz so als dürfe es sie nicht geben.

Das deutsche DI-Netz hat sich längst mit den meisten der Fragen auseinandergesetzt, die auch die Autoren anschnitten (Aufklärung, Zugang zu Informationen über die eigene Abstammung, Identitätsfragen, Qualität und psychisches Erleben der Familienbeziehungen, Stellung des Samenspenders ..). Der Erfahrungsschatz in unserem Familiennetzwerk findet jedoch von vornherein kein Interesse. Dabei ist es im DI-Netz gerade erklärtes Ziel, Kindern ihre Zeugungsart nicht zu verheimlichen. Wir gehen offen damit um, innerhalb und

außerhalb der Familie. Wir sehen uns nicht als verschämte Eltern, und wir Väter sehen uns nicht als charakterlose „Josefsväter“, wie es im Buch anklingt! Es wäre sicher interessant gewesen, bei einem Buch über Kinder aus Samenspende zu untersuchen, wie ein solch offener Umgang der Eltern von den Kindern erlebt wird. Eine solche Recherche via DI-Netz wäre ein Leichtes gewesen.

Des Weiteren ignorieren die Autoren die vitale Community des DI-Netzes, wie sie sich in Dutzenden von selbstorganisierten bundesweiten Regionaltreffen - mit vielen Familien und noch mehr Kindern - organisiert hat. Hier tauschen sich Eltern und Kinder aus, pflegen eine gemeinsame Öffentlichkeit, lernen über die Zeugungsart zu reden und schaffen Gemeinschaft. Da entstehen ganz andere Bilder - gerade auch von uns Vätern, die bei Oelsner/Lehmkuhl leider gerade mal die Rolle von Statisten zugewiesen bekommen.

Es überrascht, dass es trotz gemeinsam besuchter Veranstaltungen, in denen das DI-Netz und die „Spenderkinder“ ihre Standpunkte austauschten (und dabei nicht nur Trennendes, sondern auch übereinstimmende Sichtweisen und gemeinsame Forderungen sichtbar wurden), den Autoren verdeckt blieb, wie entspannt der Umgang mit der Samenspende in Familien heute sein kann. Wer den Anspruch hat, unvoreingenommen zu sein, sollte sich auch mit den Sichtweisen der zahlreichen anderen Sachverständigen im Feld auseinandersetzen, die man mit geöffneten Augen gar nicht übersehen kann. Ein Buch, welches Lobbyarbeit leisten will, braucht das natürlich nicht. Es wirkt allerdings vermessen, wenn so geschrieben wird, als habe man quasi als Erster begriffen, wie das Leben und die Beziehungen in Familien nach Samenspende, zwischen Kindern und Eltern, so funktionieren.

#### **4) Parteilichkeit: Gut gegen Böse**

Die Autoren weisen öfter auf ihre parteiliche Grundhaltung hin, da man sich der Kinderposition und Kindperspektive verpflichtet fühle. Solch eine Haltung ist Usus im therapeutischen Kontext und hat dort seinen Sinn, kann aber die einseitige Herangehensweise an ein komplexes Thema bei den Verfassern nicht rechtfertigen. Darüber hinaus wird dann die alleinige Vertretung der Kinderposition den Mitgliedern des Vereins „Spenderkinder“ zugestanden, was bei einer so kleinen und nicht repräsentativen Gruppe doch eher verwundert. Und wenn dann doch die Elternperspektive behandelt wird, dann dürfen die „Spenderkinder“ mit ihren Worten diese wiedergeben: die Autoren folgen diesen Bemerkungen dann meist unkommentiert.

Die Dynamik wirkt, als würden sich zwei Herren aus der Großelterngeneration mit ihren Enkeln gegen die Eltern verbünden wollen, und ihnen Versagen, Gedankenlosigkeit und Erziehungsfehler vorwerfen: Die Eltern (Täter) sollen sich aus Sicht der Großväter (Retter) doch mal ordentlich mit ihrer Schuld gegenüber den Kindern (Opfer) auseinandersetzen. Die Eltern seien – so die Autoren - oft in Allianz mit der Reproduktionsmedizin, deren Geschäftsmodell sie propagieren. Die Eltern sind die Macher, die Subjekte, während die Kinder die Objekte sind, mit denen gemacht wird.

Dieses Denkmuster - egoistische Subjekte, die ihre Interessen auf Kosten der Interessen der Objekte durchsetzen und ein darauf reagierender parteilich-therapeutischer Ansatz -

weckt Assoziationen von Rollenverteilungen, wie man sie aus der therapeutischen Arbeit bei sexueller Gewalt kennt. Dort spricht man dann weniger von Subjekten und Objekten, sondern direkt von Tätern und Opfern. Dass den „Spenderkindern“ Rechte vorenthalten werden (Wissen über die Abstammung), sehen auch die Eltern, doch ergibt es keinen Sinn, alle anderen dann zu Tätern zu machen.

Solche Täter-Opfer-Assoziationen werden in dem Buch genährt. Doch weder den heutigen Eltern noch den Kindern ist mit einer solchen Sichtweise auf das Thema Samenspende und Reproduktionsmedizin wirklich gedient. Nicht den Eltern, die irgendwie zu Tätern erklärt werden und nicht den Kindern, die viktimisiert werden. So wird das Themenfeld moralisierend aufgeladen, die Analyse gefällt sich in dichotomen Schemata von richtig und falsch, gut und böse.

### **5) Elternegoismus: Elterninteresse statt Kinderinteressen**

Ein weiterer Vorwurf, der immer wieder im Buch durchscheint, ist der des elterlichen Egoismus gegenüber den eigenen Kindern. Er lautet sinngemäß so: Ihr denkt nur an euren Kinderwunsch und zieht euren Kinderwunsch ohne Rücksicht auf die Kinder durch, die dann mit den Konsequenzen leben müssen. Hier simplifizieren die Autoren die Sachlage, wenn sie den Eltern unterstellen, sie würden das Wohlergehen und die Interessen ihres Kindes bei ihrer Behandlung des Kinderwunsches gänzlich übersehen.

Dieser Vorwurf hat zwei Lesarten: bei der ersten wird der ganze Aufwand, den Eltern mit der Spendersamenbehandlung betreiben, als Indiz für ihren übersteigerten Egoismus gewertet. Darauf gehe ich gleich ein. Bei der zweiten Lesart wird zweifelsfrei davon ausgegangen, dass das Faktum der Samenspende für das Kind eine schwere Bürde werden wird. Dies nähmen die Eltern aufgrund ihres rücksichtslosen Egoismus einfach in Kauf. Auf die Frage, ob dem Kind tatsächlich eine schlimme Bürde aufgeladen wird, gehe ich unter 6) und 7) ein.

Ist der Kinderwunsch bei Eltern, die reproduktionsmedizinische Hilfe in Anspruch nehmen mussten egoistischer als bei Eltern, die auf natürlichem Weg zeugen konnten? Alle Eltern mit Kinderwunsch versuchen eine Antwort auf die innere Notlage zu finden, sich nach einem Kind und einer Familie zu sehnen. Eltern, die mit Hilfe von Spendersamen eine Familie gegründet haben, waren nicht egoistischer als andere Eltern, die keine Samenspende nutzen mussten, um ein Kind zu zeugen. Das Egoistische am Kinderwunsch ist universell und der Hinweis darauf trivial. Das kann der Spendersamenbehandlung nicht automatisch zum Vorwurf gemacht werden.

Wenn ein Kind geboren ist, ist es durchaus möglich, dass (meist unreife) Eltern über die Verfolgung ihrer erwachsenen Eigeninteressen das Kindesinteresse sträflich vernachlässigen. Doch das ist nicht an eine Zeugungsart geknüpft. Warum sollte dies ein Spezifikum von Elternschaft nach Samenspende sein?

### **6) Enkulturation der Samenspende: kulturell vermitteltes statt inhärentes Problem**

Der an die Eltern adressierte Vorwurf der egoistischen Rücksichtslosigkeit erinnert an die

stets gut gemeinten Ratschläge von Eltern an ihre Kinder in anderen Themenfeldern - es folgt ein konstruiertes Beispiel:

Ein reaktionäres Elternpaar der 50er Jahre legt seiner Tochter dringend nahe, sich doch bitte ja nicht mit einem dunkelhäutigen Mann zu liieren. Man wisse ja, wie die Gesellschaft sei und was es dann Schlimmes für die gemeinsamen Kinder bedeuten würde; es sei sehr egoistisch, das persönliche Glück über das der armen „Mischlings-“Kinder zu stellen. - Wo liegt in diesem Beispiel die Ursache des Problems? Wohl eher in einer Gesellschaft, die noch nicht so weit ist, Differenz wertfrei anzunehmen. Oder vielleicht doch eher bei der Tochter und ihrem Partner, die egoistischer Weise, an ihrer Liebe festhalten? Die ratgebenden Eltern können jedenfalls ihren eigenen Rassismus mit einem Hinweis auf eine böse Welt sehr gut tarnen.

Auf die Samenspende übertragen heißt das: Probleme, die auf unsere Kinder zukommen können, sind vielleicht gar nicht dem Kind oder der Familie inhärent und auch nicht der Zeugungsart. Sie entstehen innerhalb und durch die sie umgebende Kultur.

Meine Argumentation folgt der Hypothese, dass an den Problemstellungen im Zusammenhang mit der Samenspende vieles kulturell vermittelt ist und nicht inhärent und unlösbar eingeschrieben ist. Die Autoren bringen selbst ein anschauliches Beispiel: Galt vor über hundert Jahren die Geschwindigkeiten damaliger Züge als unnatürlich, hat sich das heute völlig geändert. Oder mein persönliches Lieblingsbeispiel: Jazz-Musik wäre für einen klassisch geprägten Musiker des 18. Jahrhunderts wider die göttliche Ordnung und Harmonie. Heute ist sie ein fester Bestandteil der Musik.

Wir wissen im Vorhinein nicht, wie ein Prozess der Entkulturation verläuft und Differenz und Unterschiedlichkeit in einer Kultur „neutralisiert“ und normalisiert werden wird. Ich sehe jedenfalls nicht, warum der Samenspende grundsätzlich ein Problem innewohnen muß, wie manche „Spenderkinder“ vertreten (ich komme noch auf Identität und Ähnlichkeit zu sprechen). Es lässt sich ein verändertes gesellschaftliches Umfeld vorstellen, in der der größte Anteil der Problematik, den man mit unserer Art der Familiengründung in Verbindung bringt, aufgelöst ist.

An besseren kulturellen Bedingungen zu arbeiten ist ein wichtiges Ziel des DI-Netzes, damit es für uns modernen „ICE“-Familien leichter wird, offen mit der Zeugungsgeschichte der Kinder umzugehen. Ähnliches hätte ich von den Autoren erwartet und mir in dieser Hinsicht mehr Fingerspitzengefühl gewünscht. Indem sie vorab reflektieren, wie manche ihrer Auslassungen Druck auf Eltern und Kinder (!) bewirken kann. Bei so einem Thema reicht es nicht, konservativ die Bedenken nur zu sammeln und aufzulisten. Nötig wäre es, genauer herauszuarbeiten, was durch einen Enkulturations- und Integrationsprozess noch an veränderten Ansichten der Samenspende möglich ist. Die beschriebenen Probleme werden durch den Schreibstil der Autoren eher noch festgeschrieben.

## **7) Identität: herausgefordert statt geschädigt**

Warum muss es zwangsläufig ein belastendes Problem für das Kind und seine Identitätsentwicklung sein, wenn es keine genetische Verwandtschaft zum Vater gibt? Die

Autoren suggerieren, dass dem so ist. Dass Familien – Eltern wie Kinder – entspannt damit umgehen können, scheinen sich die Autoren nicht vorstellen zu können und bieten dies als Denkmöglichkeit auch nicht an.

Ihren impliziten, aber nie klar vertretener Argumentationsrahmen möchte ich hier kurz und pointiert so umreißen:

Bei der Samenspende gibt es zwischen Vater und Kind eine phänotypische Differenz, basierend auf einer genotypischen Differenz, was zu Unsicherheiten bei den Beteiligten führt und einen natürlichen, konfliktfreien Beziehungs- und Bindungsaufbau in der Vater-Kind-Beziehung beeinträchtigt. Hier liegt im Kern eine biologistische Argumentation vor, in dem der Biologie bei Beziehungs- und Identitätsentwicklung ein Primat gegenüber dem Sozialen eingeräumt wird. Eine biologische Unterschiedlichkeit sei so fundamental, dass sie die Eltern-Kind Beziehung bedroht. Es entstünden zwangsläufig Fremdheitsgefühle, die eine gesunde Identitätsentwicklung gefährden. Es sei also fahrlässig und schlecht zu rechtfertigen, ein Kind auf diese Weise zu zeugen, weil ihm eine unausweichliche Bürde auferlegt würde.

Beim Zeitpunkt der Zeugung ist, auch bei herkömmlicher Zeugung, für alle Beteiligten unklar, welche Bürde man seinem Kind mit der spezifischen Eltern- und Familienkonstellation auferlegt, die nun mal gegeben ist („Warum hat meine Mutter nur diesen Mann ausgesucht!“, „Welche erblichen Vorbelastungen geben wir dem Kind mit?“, „Wie können wir so knapp bei Kasse noch ein Kind in die Welt setzen?“...) So finden sich auch bei Familien nach Samenspende belastende Randbedingungen, die in Kauf genommen wurden; jedoch muss dabei die genetische Differenz nicht automatisch eine Bürde sein.

Gehen wir ängstlich leugnend mit dieser Differenz um, kann sie Spaltungen bewirken und eine Bürde sein. Wenn jedoch die Differenz von Anfang an offen kommuniziert wird, dass also Vater und Kind nicht genetisch verwandt sind, muss sich keine negative Dynamik entfalten. Interessant finde ich einen Gedanken von Rousseau (18. Jahrhundert!), der sagte: „Die Mutter-Kind Bindung ist ganz und gar natürlich, die Vaterbindung aber muss kultiviert werden.“. Was bedeuten würde, dass eine genetische Differenz im Vater-Kind-Verhältnis nicht als fundamental kritisch anzusehen ist, da das Vater-Kind-Verhältnis eher dem Bereich des sozialen und kulturellen zugeordnet wäre.

Natürlich gilt (noch) für unsere Kultur: Sie ist zutiefst biologistisch geprägt, so dass der phänotypischen Ähnlichkeit und der genetischen Verwandtschaft zwischen Eltern (Vater) und Kind ein sehr hoher Stellenwert eingeräumt wird. Es braucht manche Gedankenarbeit, sich davon nicht verunsichern zu lassen und eigenen Freiraum wahrzunehmen. Hier haben es die Traditionalisten viel einfacher. Sie lassen sich einfach von ihrer ressentimentgeladenen Intuition tragen und bleiben ihren veralteten Maßstäben verpflichtet.

Das Recht auf **Wissen** um die eigene Abstammung (genetische Herkunft) hat aus gutem Grund den Status eines Grundrechts. Während ich genetische Differenz nicht als absolut zentral ansehe, bleibt ein anderer Punkt für mich ausgesprochen zentral: Das Verhindern der Möglichkeit, über die eigene genetische Herkunft Informationen erlangen zu können (= absolute Anonymität des Samenspenders) stellt eine schwerwiegende Verletzung des

Selbstbestimmungsrechts unserer Kinder dar. Das wünsche ich mir weder für mein eigenes Kind noch für andere Kinder nach Samenspende. Daher sorgen mittlerweile auch einige Eltern, zusammen mit den Reproduktionsmedizinerinnen für eine unabhängige notarielle Datenhinterlegung. Die absolute Anonymität des Samenspenders gegenüber dem Kind sollte aus meiner Sicht verboten werden.

Welchen Stellenwert hat eigentlich die Erfahrung von Differenz für uns Menschen in unserer Persönlichkeitsentwicklung?

Mit bewusster Differenzerfahrung und Differenzverarbeitung wird der Prozess der Individuation des Kindes vorangetrieben. Differenz ist nicht per se abzulehnen oder gefährlich, wenn sie nicht allumfassend ist. Gerade in der Identitätsfindungsphase der Adoleszenz wird Differenz zu den Eltern von den Jugendlichen gesucht und betont. Sie steht im Dienste der Ablösung und Autonomieentwicklung.

Abschließend noch ein weiteres **Gedankenspiel**: Können wir uns eine anders geprägte Gesellschaft vorstellen, in der nicht die genetische Ähnlichkeit als vielmehr andere Eigenschaften als primär identitätsstiftend gelten, wie beispielsweise: Soziale Herkunft, Wertvorstellungen und Verhaltensnormen, gelebte Gemeinschaft und Füreinander-einstehen, Sportlichkeit, Intelligenz, Gruppenzugehörigkeit ... Die Bedeutung der Unterschiede aufgrund genetischer Vererbung wären in einer solchen (weiterentwickelten?) Gesellschaft viel geringer in ihrer möglichen negativen Wirkung auf die Identitätsentwicklung.

### **Mein persönliches Fazit zum Buch „Spenderkinder“:**

Wer in das Lebensgefühl und das Denken der ersten Generation von in der Regel ungünstig aufgeklärten „Spenderkindern“ einen Einblick bekommen will, liest das Buch mit Gewinn. Die Analyse der Autoren ist für ein tieferes theoretisches Verständnis jedoch weder innovativ noch auf der Höhe der Zeit. Thesen und Herleitungen der Autoren sind nicht verallgemeinerbar und schaden als Zuschreibungen dem Ansehen heutiger Familien – den Eltern wie den Kindern! Eltern wird das Buch nicht gerecht. Dass trotz all der schlechten Stimmung in dem Buch 8 von 10 interviewten „Spenderkindern“ die Spendersamenbehandlung nicht ablehnen (S.208), ist ja schon mal was.